Festspiel-Präsident Kaut, jedenfalls, will Strehler 1975 nur das kleine „Landestheater" für eine „kleine Produktion" überlassen. Und zu welchem der beiden Päpste er hält, sagte er auch: Ohne Karajan wolle er sich Salzburg „nicht vorstellen".

Letzten Freitag kam Strehlers Mitteilung, er wolle seinen Vertrag nicht erneuern. Das Präsidium akzeptierte „mit aufrichtigem Bedauern".

UNTERHALTUNG

Tadellos gebaut

Mit dem Song „Theo, wir fahr'n nach Lodz", einem modifizierten Soldaten-Schlager aus dem Ersten Weltkrieg, gelang der Sängerin Vicky Leandros der bundesdeutsche Sommer-Hit.

Wenn gegenwärtig in der Bundesrepublik jemand „Theo" sagt, kommt unweigerlich die Antwort: „Wir fahr'n nach Lodz." Mit dem Song gleichen Titels hat die Hamburger Griechin Vicky Leandros, 24, einen Schlager-Slogan als geflügeltes Wort durchgesetzt — für die Unterhaltungsindustrie das Gütesiegel höchster Popularität.

Seit dem TV-Debüt in der ZDF-„Starparade" am 16. Mai ist das Lodz-Lied der Top-Renner im westdeutschen Schlager-Derby. Diskotheken-Jockeys, Funk-Programmgestalter und Musikbox-Aufsteller haben den Favoriten namens Theo bis zum gegenwärtigen Etappen-Rekord von knapp 400 000 verkauften Singles auf Trab gebracht.

Dabei war die Leandros-Plattenfirma Phonogram nur widerwillig und zögernd an den Start gegangen, denn die Aufnahme „Theo, wir fahr'n nach Lodz" widerspricht allen Branchenregeln und Modetrends.

Während in der Pop- und Schlagerlyrik überall sonst modische Stadtflucht en vogue ist, klagt Vicky (bürgerlich: Vassiliky Papathanassiou) über ein „gottverlass'nes Dorf" voller „Mist und Dung, Heu und Torf": „Ich habe diese Landluft satt, will endlich wieder in die Stadt." Während die Trivial-Reimer gewöhnlich exotische Traum-Ziele bundesdeutscher Urlauber oder Süd-Länder mit Massentourismus preisen, wird hier eine triste Industriemetropole mit 750 000 Einwohnern besungen — noch dazu in Polen, das im letzten Jahr nicht mehr als rund 200 000 Reisende aus Westdeutschland angelockt hat.

Vor allem aber, so argumentierten die Phonogram-Marktstrategen (erfolglos) nach Anhören des Tonbandes gegenüber dem umsatzmächtigen Produzenten Leo Leandros, Vater der Sängerin, sei der Lodz-Heuler „nicht Vicky-typisch": Er entspreche weder ihrem mediterranen Image noch ihrem Stil.

Damit zumindest, wenn schon nicht in der kommerziellen Einschätzung, hatten sie recht. Beim auch textlich originellen „Theo"-Song ist Vickys wie immer stimmgewaltiger Gesang weitgehend frei von jenen Unarten, die ihr neben Fan-Bewunderung auch reichlich Kritikerschelte eingebracht haben: schwülstiges Pathos, übertriebene Gefühlsseligkeit, manieriertes Zerdehnen von Silben und Melodie.

„Vicky Leandros", urteilte beispielsweise der Kritiker Barry Graves, „handelt mit Tand und Talmi und läßt ihre Kundschaft in dem Glauben, dem Gebaren einer großen Diseuse beizuwohnen." Drama sei für sie offenbar eine Sache der Lautstärke, Erotik ein Fremdwort. Sie werde immer „die Reserve bleiben", die einspringe, wenn ihre US-Konkurrentin Liza Minnelli zu teuer ist.

Den internationalen Show-Markt, auf den sie „1974 endgültig durchbrechen" wollte, hat die Leandros schon lange anvisiert. Nachdem der englische „Record Mirror" die viersprachige Sängerin vor zwei Jahren aufgrund ihrer Singles-Umsätze als „top girl singer" ermittelt hat, ist sie in mehreren Ländern schon derart prominent, daß (zum Beispiel in Griechenland) bereits Freudenfeuer angezündet werden, wenn sie kommt. Zur Entertainment-Spitze konnte sie dennoch bis heute nicht aufsteigen — wohl vor allem wegen ihrer Banalschlager à la „Ich hab' die Liebe gesehn" (Musik: Mikis Theodorakis; deutsche Plattenauflage: 820 000), die Kritiker Graves „Nullnummern" nennt.

Sängerin Vicky, Song-Objekt Lodz
„Ich habe diese Landluft satt"

Anspruchsvoll war in Vickys Fernsehshows eigentlich immer nur die Verpackung. Für die WDR-Sendung „Ich bin", die beim TV-Unterhaltungsfestival 1971 in Montreux — dritter Platz — die „Bronzene Rose" gewann, wurde sie vom Regisseur Pierre Koralnik mit elektronischen Bluebox-Tricks drapiert. Zum TV-Porträt „Vicky Leandros" vom vergangenen Januar heuerte der Bayerische Rundfunk den französischen Regie-Star François Reichenbach an.

Ihre Lieder, sagt sie, seien „keine Schlager, eher Chansons, fast Balladen". Doch sobald sie sich in Konzerten, einfühlsam, etwa an Gershwins „Summertime" oder John Lennons „Love" versucht, bleibt die Publikumsreaktion lau. Prompt folgt auf jeden dieser Höhenflüge eine Schnulze „mit dem perfekt eingelernten Gestenritual" („Stuttgarter Zeitung").

Leo Leandros, der zu Vickys Gunsten die eigene Gesangskarriere („Oh Mustafa, oh Mustafa") aufgab, hat unter dem zeitweiligen Pseudonym Mario Panas, mit Texten von Klaus Munro, die meisten Schmalz-Bestseller seiner Tochter komponiert. Er entdeckte aber auch die Zapfenstreich-Melodie, mit

der sie derzeit so unkonventionell reüssiert.

„Theo, wir fahr'n nach Lodz" war mit den gleichen Noten unter dem Titel „Rosa, wir fahr'n nach Lodz" vor mehr als einem halben Jahrhundert ein Hit in Österreich; er wurde im Februar beim Finale der ZDF/ORF-Fernsehserie „Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk" als zeitgenössisches Kriegslied noch einmal intoniert. Der Name Rosa bezeichnete nämlich seinerzeit keineswegs ein Mädchen, sondern einen schweren Mörser, der im Ersten Weltkrieg vornehmlich am Isonzo und an der deutschen Westfront schoß. Originaltext:

Der Franzl hat a neue Braut
seit er beim Militär ist,
die ist ganz tadellos gebaut,
wenn s' auch a bisserl schwer ist.
Sie stammt zwar nicht von Doda,
sie stammt vielmehr von Skoda.
Die Taille dieser Nymphe
ist netto Dreißig-fünfe.
Lang hat der Franzl nachgedacht,
wohin die Hochzeitsreis' er macht,
da plötzlich kam das Kriegsgebraus
und Franzl rief begeistert aus:
Rosa, wir fahr'n nach Lodz.
Der Hötzendorf, der fahrt bald hin,
es geht direkt der Zug von Wien.
Rosa, wir fahr'n nach Lodz.

Komponist und Textdichter dieses Schlachtgesangs (Copyright 1915) waren zwei österreichische Juden namens Artur Marcel Werau und Dr. Fritz Löhner. Werau starb 1931; Löhner wurde 1942 in einem Konzentrationslager von den Nazis ermordet.

MEDIZIN

Aus tiefster Brust

Ein neues Hormon, das gegen angeborene Abwehrschwäche wirksam ist und in der Krebsbekämpfung eine Rolle spielen könnte, wurde von einem amerikanischen Biochemiker isoliert.

Für die alten Griechen war die Sache klar: Sie orteten Gemüt und Mut in einer unauffälligen, hinter dem Brustbein und vor dem Herzen gelegenen Drüse — dem Thymus.

Ein junger Amerikaner hat die Hellenentheorie jetzt, zweitausend Jahre später, noch eskaliert. Dr. Allan Goldstein, Biochemie-Professor aus Texas, weist dem kleinen Organ Überlebensgröße zu: Sein Hormon, das „Thymosin", reguliere Abwehrkraft und Alterung, Krebs und Krämpfe.

Die kühne These, von Goldberg vor kurzem in New York ausführlich begründet, hat bisher bei Fachkollegen kaum Widerspruch gefunden. Thymosin, der Wirkstoff aus tiefster Brust, scheint akzeptiert. Damit ist, jedenfalls bis auf weiteres, auch das Geheimnis des Thymus entschleiert, des letzten „Organs auf der Suche nach seiner Funktion" („Neue Zürcher Zeitung").

Patientin Heather
Neue Abwehrkraft . . .

Die kegelförmige, rötlichgraue Drüse hat den Medizinern lange Zeit nur Rätsel aufgegeben: Bei der Geburt wiegt der Thymus etwa zwölf Gramm, in der Pubertät das Dreifache, doch dann geht es bergab — mit knapp sechs Gramm muß der Erwachsene auskommen. Das ist, folgt man der Goldstein-Hypothese, zum Sterben zuviel und für das ewige Leben zuwenig.

Denn Thymosin steuert Sein oder Nichtsein besonders wichtiger weißer Blutzellen, der „Lymphozyten". Der Körper eines Erwachsenen enthält davon rund zwölf Milliarden. Pro Minute werden jeweils zehn Millionen ausgewechselt. Produziert werden die Lymphozyten im lymphatischen Gewebe und im Knochenmark. Solange sie dort festsitzen, gelten sie als „Stammzellen".

Gehen Lymphozyten in den Körperkreislauf des Blutes über, so widerfährt einem Teil von ihnen bei der Passage der Thymusdrüse Erfreuliches. Sie werden, sagt Pathologieprofessor Otto Haferkamp aus Ulm, „veredelt": Aus „B"(lut)-Zellen werden „T"(hymus)-Zellen, unentbehrliche Helfer beim Kampf ums Überleben.

T-Zellen steuern die Abwehr von Virus- und Pilzinfektionen, vernichten körperfremdes Gewebe und körpereigene Krebszellen. Goldsteins Zunft, die Abwehrforscher („Immunologen"), belegt die T-Lymphos deshalb hochachtungsvoll mit demTitel „killer cells".

Freilich: Je älter der Mensch, desto schwächer werden seine Mörderzellen. Die Ursache sei, spekuliert Goldstein, ein Mangel an Thymosin. Der Texaner hat, zusammen mit seinem kalifornischen Kollegen Abraham White, die neue Wirksubstanz milligrammweise aus den Drüsen von Schweinen und Kälbern isoliert und Proben aufs Exempel abgelegt.

Aus Goldsteins Thymosin-Reserven injizierten Immunologen in San Francisco jüngst einem fünfjährigen Mädchen das stärkende Hormon. Die kleine Heather, von einem angeborenen Thymus-Defekt geplagt, genas innerhalb weniger Tage von ihrer lebensbedrohlichen Abwehrschwäche.

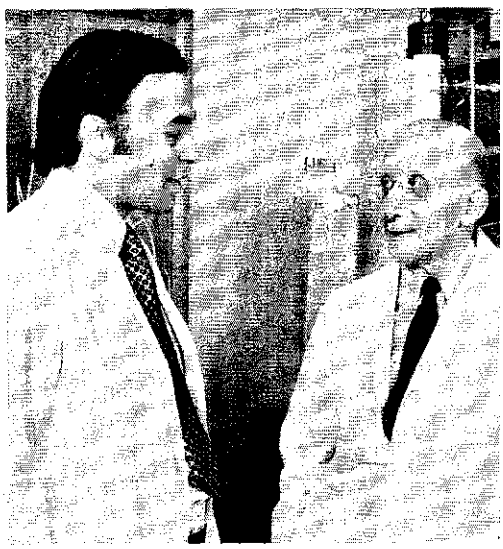
Tierversuche und Experimente mit menschlichen Gewebekulturen bestätigten inzwischen Goldsteins Hypothesen. 60 Laboratorien in aller Welt, meldet das Wissenschaftsmagazin „Science", haben mit Thymosin-Experimenten begonnen.

Soviel Aufwand tut not. Denn das vielversprechende Hormon ist ein Eiweißkörper von bislang weitgehend unbekannter Struktur. Mindestens 70 Aminosäuren müssen sich zu einem Riesenmolekül verketten, ehe der Wirkstoff entsteht. „Eine industrielle Synthese", erläutert Dr. Klaus Lübke, 51, führender Biochemiker der Schering AG, „ist nach dem heutigen Stand der Technik noch nicht möglich."

Zur Thymosin-Gewinnung bieten sich bislang drei andere Verfahren an. Das Hormon kann, à la Goldstein, aus Drüsen von Tieren isoliert, aus dem Thymus-Gewebe Verstorbener gewonnen oder — zumindest theoretisch — mit Hilfe menschlicher Zellkulturen produziert werden.

Die Ausbeute ist bei allen Methoden dürftig. So ist tierisches Thymosin erheblich verunreinigt und kann beim Menschen lebensbedrohliche Schockzustände hervorrufen. Die Verwertung von Leichen-Gewebe stößt auf ethische und praktische Schwierigkeiten.

Die Kunst schließlich, Zellkulturen „abzuernten", hat in den letzten Jahren zwar „unheimliche Fortschritte" (Lübke) gemacht. Nur: Kulturen aus menschlichen Thymuszellen müßten von ganz besonderer Art sein, um reichlich Thymosin abzusondern. Ihre Zellen sollten sich, idealerweise, immerzu teilen und nur noch ein Hormon produzieren. Doch eben das ist nur denkbar, wenn die Anti-Krebskulturen selber krebskrank wären.



Thymusforscher Goldstein, White
. . . aus tierischem Drüsenextrakt